

Ohne Tröster kein Trost!

von Volker Halfmann

Ich habe den zeitlichen Bogen mal wieder überspannt und bin zu spät dran. Gehetzt steige ich ins Auto, um noch pünktlich zum Treffen unserer Gemeindeleitung zu kommen. In solchen Situationen fahre ich manchmal zu hektisch und zu schnell. Doch dieses Mal komme ich schon nach wenigen Metern wieder zum Stehen. Die Straße vor unserem Haus ist gesperrt. Und was ich sehe, lässt mich nichts Gutes ahnen: Auf der Fahrbahn blinken die grellen Lichter der Rettungsfahrzeuge und überall laufen Menschen umher: Ärzte, Feuerwehrleute, weinende Passanten.

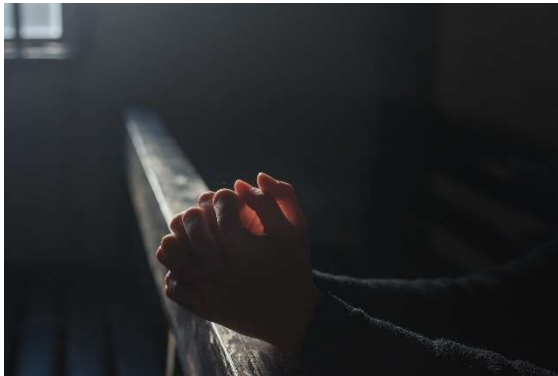


Während ich mir eine alternative Strecke zu unserer Gemeinde suche, fange ich an zu beten: „Herr, erbarme Dich. Was immer auch dort passiert sein mag, bitte greife ein und erbarme Dich.“

Zur Sitzung unseres Leitungskreises komme ich auf die Minute pünktlich, doch die Szene vor unserem Haus geht mir nicht aus dem Kopf, so dass ich noch einmal für diese Menschen bete. Unsere Besprechung wird dann sehr konstruktiv, aber auch lang. So ist es bereits Mitternacht, als ich wieder an der zuvor gesperrten Straße vorbeikomme. Auf der Fahrbahn sehe ich viele Markierungen und auf dem Bürgersteig leuchten einige Kerzen. Dann sehe ich sie: Dort am Straßenrand stehen drei Personen, zwei Erwachsene und ein Kind. Wie angewurzelt stehen sie dort in der eisigen Kälte

und starren auf die Straße. Sofort wird mir klar, dass mein Gebet das Schrecklichste nicht verhindern konnte. Ich steige aus und gehe auf die drei Erstarrten zu. Als ich näherkomme und dabei die Straße überqueren muss, ermahnt mich der Mann: „Bitte verlassen Sie sofort die Fahrbahn.“ Für ihn ist dieser Fleck „heiliger Boden“, denn dort hat vor kurzem noch sein Sohn gelegen. Das Paar ist Ende 40, bei ihnen steht ihr zweiter Sohn, etwa 10 Jahre alt. Ich erkläre den Dreien, dass ich bereits mehrmals für sie gebetet habe, ohne zu wissen, wer sie überhaupt sind. „Und nun befürchte ich, dass Sie einen geliebten Menschen verloren haben.“ Die Frau und der Junge sind außer Stande zu reden. Stumme Tränen laufen über ihre Wangen. Doch der Mann versucht, das Unaussprechliche in Worte zu fassen: „Unser 16jähriger Sohn wurde heute Abend hier überfahren. Er war so glücklich. Im Sommer hat er seinen Schulabschluss gemacht und vor kurzem seine Freundin kennengelernt. Und jetzt...“ Ihm versagt die Stimme, und ich stehe da und frage mich, ob ich überhaupt den Mund aufmachen soll. Ich muss an Arne Kopfermann denken: Seine Frau Anja und er haben bei einem Autounfall ihre zehnjährige Tochter Sara verloren. Und auf den Konzertlesungen, die ich gemeinsam mit Arne gemacht habe, hat er davon berichtet, wie plump und platt man versucht hat, sie zu trösten. Da ist es manchmal besser, einfach da zu sein und zu schweigen. Arne schreibt: „Viele Leute haben keinen Plan, wie sie mit jemandem in einer akuten Verlustsituation ein Gespräch führen sollen. Ich weiß nicht, wie oft ich in den ersten Wochen den Satz „Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll“ gehört habe. Und daran ist auch überhaupt nichts verkehrt! Man muss nicht krampfhaft versuchen, für etwas Worte zu finden, für das es letztlich ja auch keine Worte gibt. Rick Warren nennt das „to show up and to shut up“ – da zu sein, aber alle unnötigen Worte wegzuz-

lassen.“^[1] Doch irgendetwas muss ich in dieser Situation sagen. Der Anblick dieser drei Menschen zerreißt mir das Herz. Also nehme ich mir allen Mut zusammen und frage, ob ich ein Gebet sprechen darf. Innerlich stelle ich mich darauf ein, dass sie mich anschreien: „Ist das Ihr Ernst? Ein Gebet zu dem Gott, der unseren Sohn hat sterben lassen? Machen Sie, dass sie wegkommen!“ Doch stattdessen sind sie damit einverstanden. Also bete ich.



Wieder bete ich um Gottes Erbarmen für die Familie, dafür dass er sie festhält in diesem unbeschreiblichen Schmerz und ihnen alles zur Seite stellt, was irgendwie hilfreich sein kann. Und ohne zu wissen, ob ich es hier überhaupt mit Menschen zu tun habe, die an die Auferstehung glauben, danke ich Gott für das Geschenk des ewigen Lebens, dafür, dass mit dem Tod nicht alles aus ist. Die Theologie in meinem Hirn warnt mich: „Volker, Du weit doch überhaupt nicht, wo dieser Junge jetzt ist, also mach hier keine falschen Versprechungen!“ Doch die Empathie in meinem Herzen ist lauter: „Volker, diese Menschen brauchen einen Halt, einen Funken Hoffnung, sonst verlieren sie sich hier im Abgrund des Todes.“ Nach dem Gebet bedanken sich alle drei bei mir und ich lasse sie allein in der Kälte zurück, ohne noch irgendetwas für sie tun zu können. Später ärgere ich mich darüber und frage mich, ob ich ihnen wenigstens meine Adresse hätte geben sollen. Aber ich bin da immer sehr vorsichtig, will mich nicht aufdrängen.

Am nächsten Morgen stehen bereits die ersten Pressemitteilungen im Netz: Der Junge wurde von einem 51jhrigen Autofahrer berfahren, der die Gruppe Jugendlicher, die da vor ihm die

Straße überquerten, nicht gesehen hat. Es stellt sich heraus, dass der Fahrer alkoholisiert gewesen ist. Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. In meiner Trinkzeit bin auch ich alkoholisiert Auto gefahren und hatte meinen Stoff auf dem Beifahrersitz, um immer mal einen Schluck nehmen zu können. Ich hätte ebenso zum Täter werden können wie dieser Mann, der nun den Rest seines Lebens mit der Last fertig werden muss, ein Menschenleben ausgelöscht zu haben. Das abgrundtiefe Leid, welches er damit verursacht hat, wird ihn auf Schritt und Tritt verfolgen. In dieser Nacht haben zwei, drei Sekunden der (alkoholbedingten) Unachtsamkeit den Rest seines Lebens radikal verändert. Dass mir so etwas nicht passiert ist, erfüllt mich mit dankbarer Ehrfurcht: „War das Bewahrung, oder habe ich einfach nur Glück gehabt?“ Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass ich nie wieder zurück zum Alkohol will. (Ich persönlich gehe übrigens davon aus, dass die Legalisierung von Cannabis zu ähnlichen tragischen Unfällen führen wird. Als ich selbst einmal bekifft Auto gefahren bin, wäre ich fast zum Geisterfahrer geworden.)



Dann muss ich an unsere 18jhrige Tochter denken, die gerade ein freiwilliges soziales Jahr in Sankt Petersburg absolviert. Auf ihrem Weg zur Arbeit geht sie 20 Minuten an einer stark befahrenen Straße entlang. Wir beten als Eltern regelmäßig für sie und auch für unsere beiden Söhne. In diesen Gebeten geht es längst nicht nur um Bewahrung im Straßenverkehr, aber eben auch darum (so macht unser ältester Sohn derzeit gerade einen LKW-Führerschein und ich kann mir kaum vorstellen, welche Verantwortung darin liegt, einen 40-Tonner zu fahren). Ob solche Gebete etwas bringen? In

meinen 30 Jahren als Pastor habe ich schon einige Menschen beerdigen müssen, für die auch intensiv gebetet worden ist. Ich kenne Paare, die ihr Kind auf ähnlich tragische Weise verloren haben, wie Anja und Arne Kopfermann. Aber sollte ich deshalb das Beten einstellen? Nein, das werde ich nicht! Stattdessen versuche ich, mit einem kindlichen Vertrauen zu meinem Vater zu kommen, wohl wissend, dass ich seine Wege niemals verstehen werde. Aber von Herzen beten kann ich nur mit einer Haltung des kindlichen Vertrauens und nicht mit einer abwägenden Skepsis. „KISS: Keep It Simple Stupid“, so nennen wir diese Haltung bei den Anonymen Alkoholiker. Den Ball immer schön flach halten, die Dinge nicht zu kompliziert machen, sich auf das Wesentliche und Einfache konzentrieren. Im Glauben hat sich dafür die Bezeichnung „zweite Naivität“ durchgesetzt, die Arne Kopfermann sehr schön beschreibt: *„Zweite Naivität – das ist die erlittene, dem Leben abgerungene, in ein leises Vertrauen verwandelte Haltung des erwachsenen Menschen gegen über dem Leben und seinen unlösbaren Rätseln. Dies geschieht in einer Art Gleichgewicht aus Skepsis und wiedergewonnener Bejahung des Lebens. Hier sind die großen Fragen nicht gelöst, kommen aber zur Ruhe in einem Trotzdem-Glauben“* [2] Und ich lebe und glaube gut mit dieser Haltung – viel besser als mit meinen früheren endlosen Grübelschleifen, die mich im Meer des Zweifels hilflos und haltlos hin und her getrieben haben (vgl. dazu Jakobus 1, 5-6).

In dunklen und verzweifelten Zeiten schleudere ich den quälenden Fragen mein „Trotziges-Trotz-dem“ entgegen, wie es bereits der Beter von Psalm 73 getan hat: *„Und dennoch gehöre ich zu dir! Du hast meine Hand ergriffen und hältst mich; du leitest mich nach deinem Plan und holst mich am Ende in deine Herrlichkeit.“*

Vor allem aber erwischt mich die Begegnung mit dieser unvorstellbar leidenden Familie mitten in der Vorbereitung meiner Adventspredigt. In dem Gotteswort aus dem Propheten Jesaja heißt es: *„Steig auf einen hohen Berg, du Freudenbotin Jerusalem! Ruf mit lauter Stimme deine Botschaft aus, du Zionsstadt! Tu es unbesorgt, hab keine Angst! Sag den Städten*

Judas: >>Euer Gott kommt! Der Herr, der mächtige Gott, kommt als Sieger und herrscht mit starker Hand. Die Siegesbeute, sein Volk, das er befreit hat, zieht vor ihm her. Er führt sein Volk wie ein guter Hirte, der die Lämmer auf seinen Arm nimmt und an seiner Brust trägt und der die Mutterschafe behutsam leitet.<<“ [3]



Inzwischen sind in Deutschland über 100.000 Menschen an oder mit einer Covid-Erkrankung gestorben – manche von ihnen einsam, isoliert von ihren engsten Angehörigen und Freunden. Das Leid, welches diese Pandemie mit sich bringt, lässt sich mit Worten wohl kaum beschreiben. Und was die betroffenen Menschen jetzt vor allem brauchen, das ist Trost. Und zwar nicht irgendein plumper Trost, sondern einen mit Substanz. Eine begründete Hoffnung, die den Blick und das Herz weitert, die eine neue Perspektive schenkt. Als Jesus-Nachfolger kennen wir diesen Trost und diese Hoffnung: *„Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“* Wir haben also allen Grund, uns auf einen hohen Berg zu stellen und den Menschen zuzurufen: *„Seht doch, seht: da ist Euer Gott. Und er kommt, Euer Gott kommt wieder. Er wird alles neu machen und alle Eure Tränen abwischen.“* Freudenboten könnten wir sein – wenn nicht in dieser traurigen Zeit, wann dann?

Doch leider gibt die Wirklichkeit das nicht her. Vielleicht liegt es ja an meiner verzerrten oder eingeschränkten Wahrnehmung, aber die lautesten Rufe, die ich derzeit von Christen höre, sind leider keine Worte, die trösten, sondern Worte, die sich empören und Ängste schüren. Manchmal erfüllt mich das mit Fremdscham, manchmal werde ich wütend, aber vor allem macht es mich sehr traurig. Doch wenn ich ehrlich bin, dann geht es hier nicht

allein um meine Wahrnehmung der evangelikalischen Szene, es geht vielmehr auch um mich: Noch immer bin ich übervorsichtig, wenn es darum geht, den Grund meiner Hoffnung zu erklären und von Jesus, dem Auferstandenen zu reden. Schließlich will ich niemandem zu nahe treten und ihm oder ihr meinen Glauben aufdrängen. Und noch immer durchringt mich eine starke Angst davor, abgelehnt zu werden und auf einmal nicht mehr dazu zu gehören. Ich will um alles in der Welt kein Sonderling sein, kein seltsamer Heiliger. Darum verpacke ich meinen Glauben an Jesus Christus manchmal in nebelhafte Phrasen. Wie aber sollen leidende Menschen getröstet werden, wenn es niemanden gibt, der ihnen das Evangelium des Trostes übermittelt? Ohne Tröster gibt es keinen Trost und ohne das Weitersagen des Evangeliums niemanden, der es hören und annehmen kann.

Zurück zu den drei Trauernden am Bürgersteig. Wie sähe die oben beschriebene Szene wohl aus, wenn alle in der Familie Jesus, den Auferstandenen, kennen würden, wenn auch ihr Sohn von Jesus gehört und auf ihn vertraut hätte? Machen wir uns bitte nichts vor: Vermutlich würden sie genauso fassungslos am Straßenrand stehen, die Schmerzen wären dieselben, das unerträgliche Leid wäre um kein Milligramm leichter. Vielleicht würden sie mit Gott hadern und ihre Verzweiflung in die Dunkelheit schreien: „Warum nur? Warum hast Du das zugelassen?“ Aber ich stelle mir vor, dass sie nicht allein dort stehen würden. Um sie herum würden die Geschwister stehen, die mit ihnen schweigen und weinen. Die einfach da sind, um still zu beten. Wenn ich an die bevorstehende Beerdigung denke, dann male ich mir aus, dass dort die Worte unseres Herrn verkündigt werden: *„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer mich annimmt, wird leben, auch wenn er stirbt, und wer lebt und sich auf mich verlässt, wird niemals sterben, in Ewigkeit nicht. Glaubst du mir das?“*^[4] Dann sehe ich die Familie, die diesen Glauben teilt und in ihm Halt, Trost und Hoffnung findet. Nicht, dass ihr Weg darum leicht wäre. Nicht, dass ihnen die Schmerzen des Verlustes erspart blieben. Auch für sie wird es immer wieder Zeiten geben, in denen es schier unmöglich scheint, mit diesem Verlust weiterzuleben. Und dennoch kann in ihnen auch die Hoffnung reifen, die Hoffnung

darauf, dass ihr Sohn bei Jesus ist, geborgen in seinen Armen, und dass sie ihn eines Tages wiedersehen werden. So zumindest könnte es sein. Aber ich weiß nicht, ob sie als Familie diese Hoffnung haben. Ich weiß auch nicht, ob ihnen jemals jemand gesagt hat, dass es diese Hoffnung gibt. Was ich aber weiß ist, dass ich umso mehr ein Mensch sein möchte, der das Evangelium weitersagt, und zwar auch denen, die jetzt „in der Blüte ihres Lebens“ stehen. In dem von mir zu predigenden Text aus Jesaja heißt es: *„Alle Menschen sind vergänglich wie das Gras, es ergeht ihnen nicht anders als den Blumen auf der Wiese. Das Gras verdorrt, die Blumen verwelken; aber das Wort unseres Gottes bleibt für immer in Kraft.“*^[5] So viele Menschen leiden, so viele sind untröstlich. Darum lasst uns bitte aufstehen und ihnen Jesus, das Wort Gottes, verkündigen. Lasst uns Freudenboten sein, statt in den weit verbreiteten Empörungsmodus mit einzustimmen. *„>Tröstet, tröstet, mein Volk<<“,* spricht der Herr.“ Denn ohne Tröster gibt es keinen Trost!

1: Arne Kopfermann, „Mitten aus dem Leben“, Gerth Medien, 1. Auflage 2017, Seite 93

2: Arne Kopfermann, „Auf zu neuen Ufern“, Gerth Medien, 1. Auflage 2020, Seite 71

3: Jesaja 40, 9-11

4: Johannes 11, 25-26

5: Jesaja 40, 6-8



Volker Halfmann ist ausgebildeter Suchtberater und arbeitet als Pastor im Bund Freier evangelischer Gemeinden. Mit seiner Frau lebt er im Landkreis Heilbronn.